

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 3. Bromberg, den 6. Januar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

Tante Therese hatte ihre Schätze im Kupee ausgebreitet, Brötchen mit Eiern und mit Käse, Brötchen mit Schnittlauch und mit Sardellen, mit Wurst und mit Fleisch, mit Tomaten, mit Schinken und mit Lachs, Brötchen in allen Größen und in allen Arten.

Sie nötigte den Neffen, ordentlich zuzulangen. Minchen brauchte sie nicht erst aufzufordern; sie war bereits beim vierten Brötchen, hielt das fünfte in der Hand und verschlang das sechste mit den Augen. Auch sie selbst aß mit großem Appetit. Daß der Lehrer und der Schwarzbärtige nicht dabei waren, erhöhte ihre gute Laune.

„Eßt nur! Das ist was Reelles. Da weiß man doch, was man hat. Diese sogenannten Diners sind nie etwas Rechtes. Alles Mögliche kann einem da vorgesetzt werden. Und dann die Preise!"

Overweg schluckte schnell, um einen großen Bissen herunter zu bekommen und reden zu können. Hier mußte er widersprechen.

„Nein, das kann man nicht sagen. Gerade in solchen Speisewagen habe ich schon sehr gut gegessen. Auf meiner letzten Fahrt nach Wien und von da nach Budapest fuhr ich fast immer im Speisewagen. Ich weiß noch das letzte Menü. Es gab erst eine Mokturtlesuppe, eine ganz ausgezeichnete Mokturtlesuppe. Dann einen sehr guten Fisch — ich glaube Fogasch — dann Poularde mit Salat und Kompott, und dann Eis, Käse und Kaffee. Das war gewissermaßen ein ganz hervorragendes Essen."

Man muß einem Menschen, dem es gut schmeckt, niemals von Dingen erzählen, die noch besser schmecken. Minchen aß zwar ruhig weiter; aber Tante Therese fand plötzlich, daß die Brötchen schon vertrocknet wären, obgleich sie sie erst gestern Abend zurecht gemacht und die Nacht über in feuchten Tüchtern gehalten hatte. Auch war es gleichgültig, was auf ihnen lag. Sie hatten den Geruch mit einander ausgetauscht und eines schmeckte wie das andere.

„Wenn du meinst, lieber Dietrich, können wir ja noch in den Speisewagen gehen." Sie erhob sich, um ihre Brote wieder zusammen zu packen. Doch der Schaffner, der draußen im Korridor stand, enthob sie der Mühe. Dietrich Overweg rief ihn an und bat ihn, noch drei Gedecke zu bestellen, sie würden gleich kommen.

Der Schaffner zuckte die Achseln.

„Da wird nichts draus werden. Da vorn ist alles besetzt. Nicht ein Stuhl ist leer. Aber vielleicht nachher, wenn die anderen fertig sind. Manchmal servieren sie zweimal."

Tante Therese setzte sich wieder hin.

„Nein. Ich danke. Reste esse ich nicht. Ich kann für mein gutes Geld frisches Essen verlangen."

Schweigend aßen sie ihre Brötchen und hingen ihren Gedanken nach. Als der Zug in Rostock einfuhr, kehrten Dr. Heinicke und Elterlein aus dem Speisewagen zurück. Sie hatten sehr gut gegessen. Der Lehrer war ausgezeichneter Laune. Er hatte mit Herrn Elterlein zusammen eine Flasche Wein getrunken und mit ihm auf gutes Gelingen der schönen Fahrt angestoßen. Dieser Elterlein war ein prächtiger Mensch, mit dem man würde auskommen können. Auch mit der schnurrigen alten Tante würde sich leben lassen; man müßte sie nur zu nehmen wissen.

„Nun, hoffentlich hat es Ihnen ebenso gut geschmeckt, als uns, gnädige Frau", wandte er sich an Frau Enkelmann, die kerzengerade saß und an einem Käsebrötchen würgte. Nicht einmal etwas zu trinken hatten sie mitgenommen.

„Gott sei dank, ja. Wenigstens haben wir gewußt, was wir essen. Man konnte uns keine krepierten Hunde und Katzen vorsetzen."

Dr. Heinicke wurde rot; die lustige Stimmung, in die ihn der Wein versetzt hatte, schlug in ihr Gegenteil um.

Elterlein rettete die Situation.

„Schnell, Schnell! schauen Sie heraus. Das Meer! das Meer! Da liegt Warnemünde. Und das dahinten ist der Trajekt. In fünf Minuten sind wir unten am Hafen und fahren aufs Schiff."

Der Anblick des Meeres, das tiefblau, still und glatt wie ein großer Spiegel vor ihnen lag und die Sonnenstrahlen zurückwarf, die endlich nach langem Kampf die Regenwolken besiegt hatten, mehr noch die phantastische Vorstellung, mit der Eisenbahn über das Meer zu fahren und das Bewußtsein, daß diese Phantasie in wenigen Minuten zur Wirklichkeit werden sollte, bannten die Mißstimmung.

Elterlein hatte das Fenster geöffnet und nun lagen alle friedlich nebeneinander im Fensterrahmen und betrachteten mit großem Interesse das gewaltige Schiff, das am Quai festgemacht hatte.

Es hatte keine Spitze, war an beiden Enden breit und flach und trug auf dem unteren Deck, das genau in Quaihöhe lag, Eisenschienen, die mit den Schienen auf dem Quai durch ein Schlußstück verbunden waren. Langsam fuhr der Zug auf den Quai hinauf und weiter auf das Schiff bis an die Spitze. Langsam, sehr langsam.

Tante Therese hatte fast den ganzen Oberkörper zum Fenster hinausgelegt. Sie fuhren im zweiten Wagen hinter dem Gepäckwagen und konnten den Weg der Lokomotive genau verfolgen. Jetzt war sie schon fast an der Spitze. Noch eine Radumdrehung mehr und — — die Lokomotive fuhr über das Schiff hinweg, hinunter ins Wasser und riß den Zug mit sich.

Der Lehrer nahm ihre Hand von seinem Arm, den sie in der Erregung ganz blau gekniffen hatte.

„Es ist keine Gefahr, gnädige Frau. Der Lokomotivführer hat das Kunststück schon sehr oft gemacht. Es ist noch niemals etwas passiert."

Endlich stand die Lokomotive still. Tante Therese wurde verlegen.

„Verzeihung!"

Erst jetzt sah sie, daß nicht mehr der Apotheker neben ihr war. Overweg hatte sich mit seiner Zeitung in die entgegengesetzte Ecke zurückgezogen. Er hatte die Umwandlung eines Eisenbahnzuges in ein Wasserfahrzeug schon einmal gesehen. Er brauchte nicht nochmals zuzuschauen.

Als das Schiff vom Ufer abstieß, wurde die Kupeetür von außen geöffnet. Ein dänischer Zollbeamter erschien in der Tür, fuhr artig mit zwei Fingern an seine weiße Mütze und fragte, ob etwas zu verzollen sei. Dann klebte er seine Zollmarken an die Taschen und verschwand, wiederum grüßend, im Nebenabteil, allgemeine Beruhigung und Zufriedenheit hinterlassend. Nur Dr. Heinicke ärgerte sich; wenn er gewußt hätte, daß die Gepäckrevision so milde gehandhabt würde, hätte er mehr Zigarren mitgenommen.

In den Abteilen des langen Zuges wurde es jetzt lebendig. Alle Reisenden hatten das Bedürfnis, während der zweistündigen Seefahrt auszusteigen, sich auf dem Oberdeck

die Beine zu vertreten und die Lungen vom Eisenbahnstaub in der frischen Seeluft reinzubaden.

Dr. Heinicke, der als erster ausgestiegen war, hatte auf dem Hinterdeck mit Minchens Hilfe Feldstühle zusammengeholt, so daß sie beisammen sitzen konnten. Ein mit Kaffee und Kuchentabletts herumgehender Steward sorgte für die leibliche Atzung. Der Trajekt fuhr sehr ruhig. Nur ein leichtes Vibrieren, das von der Maschine ausging und sich dem ganzen Schifskörper mitteilte, verriet die Bewegung.

Tante Therese hatte sich die Seefahrt anders vorgestellt. Mit Sturm und haushohen Wellen. In einem Ruderboot auf der Mulde konnte man leichter seekrank werden. So war es wunderschön! Freude macht sanftmütig und nachgiebig. Sie hatte den Oberlehrer vorhin geärgert. Man braucht einem Menschen, der eben Hunde und Katzen gegessen hat, das nicht noch vorzuhalten. Wie vornehm hatte er sich gerächt; einen Feldstuhl mit Rückenlehne hatte er ihr besorgt und saß neben ihr auf einem Hocker. Ganz bescheiden saß er da und schaute auf das Meer hinaus.

Der Apotheker hatte wieder seine Zeitung vorgenommen, um endlich den Romanabschnitt zu Ende lesen zu können. Auch diese Überfahrt ging ihn nichts an; er hatte sie schon einmal gemacht. Für ihn begann das Meer erst westlich von Skagen, wenn sie Kurs auf Edinbourgh nahmen. Bis Skagen hatte er die Strecke schon einmal zurückgelegt, vor sechs Jahren, als er nach Kristiania fuhr.

Tante Therese hielt ihre leere Kaffeetasse noch in der Hand. Dr. Heinicke nahm sie ihr ab und stellte sie auf eine Bank neben den Kajüteneingang. Als er zurückkehrte, hatte er bei ihr gewonnenes Spiel.

„Wissen Sie, Herr Doktor, daß ich mich vor dieser Seefahrt gefürchtet habe? Ich war mit Minchen im Reisebüro gewesen und da sagten sie uns, daß es sehr stürmisch sein könnte. Haushohe Wellen und viel Schaukeln und so weiter. Aber wenn das der ganze Sturm ist."

Dr. Heinicke sagte, daß sie heute Glück hätten und daß es zuweilen anders wäre.

Er hätte gern still gesessen und auf das Meer hinausgesehen. Jetzt war die deutsche Küste nur mehr als ein ganz schmaler Streifen am Horizont sichtbar und die dänische war noch nicht zu sehen.

Thalatta! Thalatta! hatten die Griechen gerufen, als sie auf dem Zuge gegen Xerxes das Meer erreichten.

Thalatta! Thalatta!

Dr. Heinicke fühlte sich als Hellene.

Aber Tante Therese hatte keine humanistische Bildung genossen.

Sie wollte sich unterhalten.

„Wissen Sie, so etwas gibt es bei uns in Zwickau nicht."

Dr. Heinicke murmelte, daß er das auch niemals geglaubt habe. Soweit er sich zu entsinnen vermöchte, läge Zwickau nicht an der See.

„Nein. So etwas haben wir nicht. Aber schön ist es bei uns auch. Unser Markt mit dem Schumanndenkmal ist sehr schön. Und erst der Stadtpark mit dem Denkmal von Streit. Wie gefallen Ihnen die Gedichte von Streit? Ich finde sie sehr schön."

Dr. Heinicke mußte bekennen, daß er von dem Dichter Streit noch niemals etwas gehört hatte.

„Aber er ist doch ein berühmter Dichter und ein geborener Zwickauer ist er auch. Im Stadtpark hat er sein Denkmal."

Dr. Heinicke bedauerte, ihn dennoch nicht zu kennen.

Frau Enkelmann schüttelte den Kopf.

„Sie kennen den Streit nicht, einen so berühmten Dichter? Und Sie sind ein studierter Mann! Ich dachte, ein studierter Mann kennt alles."

Dr. Heinicke biß sich auf die Lippen. Seine Griechenstimmung war verflogen und würde nie wieder kommen, so lange er Frau Enkelmann an seiner Seite hatte. Jetzt setzte sie Zweifel in seine Kenntnisse! Wie sollte sie ihn da respektieren?

Alle anderen hatten sich bedingungslos seiner Autorität unterworfen. Der Apotheker nahm jedes seiner Worte für ein Evangelium, Fräulein Minchen schaute wie ein braves Schulmädchen zu ihm auf und wäre am liebsten immer aufgestanden, wenn er das Wort an sie richtete. Ihr Betragen war durchaus lobenswert. Auch Herr Elterlein hatte, als sie vorhin die Flasche Wein miteinander tranken, aufmerksam seinen Ausführungen zugehört. Nur diese Tante wagte an seiner Autorität zu rütteln, nahm ihn als einen gewöhnlichen Reisegefährten, nicht als den Leiter und Führer der Gesellschaft, dem Respekt gebührte. Ein paarmal hatte sie ihm direkt widersprochen, ihm ungebührliche Antworten gegeben und jetzt wollte sie ihn gar examinieren! Sie wunderte sich darüber, daß er nicht alles wußte! Was ging ihn dieser Zwickauer Dichter an?

„Sie irren, gnädige Frau. Auch ein studierter Mann kann nicht alles wissen. Im übrigen bin ich kein studierter Mann."

Tante Therese riß die Augen weit auf.

„Sie sind kein studierter Mann! Aber Sie sind doch Doktor! Oder nicht?"

Sie machte ein ängstliches Gesicht. Ein Mensch, der sich mit Titeln schmückt, die ihm nicht gebühren, ist zu allem fähig. Und einem solchen Menschen hatte sie sich anvertraut, sich und ihr Kind!

„Dietrich! Hast du es gehört. Der Herr Lehrer sagt —"

Dietrich Overweg stand gerade auf, um seinen Ölmantel auszuziehen. Er nahm auch den Südwester ab. Er hatte während der Eisenbahnfahrt die kostbaren Garderobenstücke ablegen müssen, weil es warm im Kupee war; aber er hatte sie sofort wieder angezogen, als sie auf das Schiff kamen. Jetzt mußte er sie wieder ausziehen, weil alle Menschen ihn für den Steuermann oder etwas ähnliches hielten. Niemand kann einen Romanabschnitt zu Ende lesen, wenn alle fünf Minuten ein anderer an ihn herantritt, um Auskunft über Windrichtung, Knotenzahl, über Pferdekräfte der Maschine und ähnliches zu verlangen.

„Ich gehe in die Kajüte; bevor wir in Gjedser landen, bin ich wieder oben."

Frau Enkelmann suchte ihn zurückzuhalten.

„Aber, Dietrich, hör doch! Der Herr Heinicke, den wir immer für einen Doktor gehalten haben, ist gar kein — —"

„Sie haben mich vorhin mißverstanden", schnitt Dr. Heinicke ihr das Wort ab. Es ist niemandem angenehm, für einen Hochstapler gehalten zu werden. Schon waren Umstehende auf die Unterhaltung aufmerksam geworden. Frau Enkelmann hatte ein sehr lautes Organ.

„Sie haben mich mißverstaden. Ich sagte Ihnen nur, daß ich kein studierter Mann sei."

„Dann sind Sie auch kein Doktor", trumpfte Frau Enkelmann auf.

Dr. Heinickes Nase, die in der frischen Seeluft blasser geworden war, lief blau an.

„Unterbrechen Sie mich doch nicht immer! Das ist eine sehr häßliche Eigenschaft von Ihnen. Wenn ich sagte, ich sei kein studierter Mann, wollte ich damit nur einen grammatikalischen Fehler geißeln, der leider immer gemacht wird. Natürlich habe ich studiert. Aber ein studierter Mann bin ich nicht. Es gibt keine studierten Menschen, es gibt nur studierte Bücher. Das Wort „studiert" ist ein Participium Perfecti Passivi. Nur von dem, was studiert wird, kann man sagen: es ist studiert. Menschen werden nicht studiert."

„Leider", sagte Herr Elterlein und ließ seinen Krimstecher sinken, durch den er ein Segel am Horizont verfolgt hatte.

Dr. Heinicke überhörte den Einwand.

„Das Participium Perfecti Activi heißt ‚studiert haben'. Haben Sie das verstanden?"

Frau Enkelmann gab keine Antwort. Was ging es sie an, ob er studiert hatte oder nicht? Häßliche Eigenschaften hätte sie, hatte er gesagt. Häßliche Eigenschaften! Nächstens würde er noch sagen, daß sie überhaupt häßlich wäre. Und mit einem solchen Menschen sollte sie vier, sechs Wochen lang zusammen sein? Wenn es nicht um Dietrichs, nicht um der 200 Mille willen wäre! Nicht einen Tag, nicht eine Stunde, nicht eine Minute würde sie noch hier bleiben. Sie würde sofort umkehren.

Sie blickte sich um. Himmel und Wasser, so weit sie sehen konnte. Und fremde, gleichgültige Menschen, die kein Mitleid, kein Verständnis für sie hatten.

Nur durch ihre Verachtung konnte sie dem Oberlehrer zeigen, was sie von ihm hielt. Nicht ein Wort mehr, als unbedingt notwendig, würde sie mit ihm reden.

Sie stand auf. „Komm, Minchen! Wir wollen nach vorn an die Spitze gehen. Dort ist die Luft besser."

Dr. Heinicke schaute ihr seufzend nach, während er sein ledernes Etui zog, um sich eine Zigarre anzustecken. Er würde mit dieser Frau noch manchen Ärger haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gesichte.

Nach Tatsachen erzählt von **Richard Sexau.**

Eine warme Frühsommernacht wogte mit ihrem Grillengezirp, Unkenruf und fernen Nachtigallenlied um das Achteck des Parkpavillons, dessen vier Doppeltüren weit offen standen. Das Rokoko hatte seine chinesischen Liebhabereien in dem kleinen Bauwerk verdichtet. Eine holzgeschnitzte große Ampel, mit bunten Figurenhandmalereien geschmückt, hing vom Baldachin der Decke und warf ein verträumtes Licht auf einen kleinen Kreis abendlich gekleideter Damen und Herren.

Die Unterhaltung floß gedämpft dahin. Zigarrenköpfe flammten rötlich auf. Gläser klirrten leicht. In Rede und Widerrede hinein klang das Plätschern eines nahen Springbrunnens.

Das Wort Spuk schlug plötzlich wie ein Blitz ein. Die Dämmerstimmung der Geister verflog. Man hob die Köpfe und rückte näher zusammen.

Ein jüngerer holländischer Diplomat, mit dem sich der Hausherr in Stockholm angefreundet hatte, setzte mit einer geharnischten Philippika ein gegen Geisterwahn und alle Arten von Aberglauben. Seine keineswegs geistlosen Ausführungen unterbrach er nur, um mit Behagen an seiner dickleibigen Zigarre zu ziehen oder den öligen Wein zu schlürfen.

Aus der Reihe der Damen regte sich Widerspruch. Nüchterner Verstand meistere nicht alles. Der Ton ward eifervoller. Parteien spalteten sich. Der Fremde verteidigte seine Stellung ein wenig herausfordernd. Er kenne ungezählte Geschichten von übernatürlichen Dingen. Keine habe ihn je überzeugt. Er mache sich anheischig, was man ihm auftische, als plumpen Schwindel zu enthüllen. Vielleicht nähme jemand im Kreis den Handschuh auf. Unterliege er, so sei ihm nichts erwünschter, als von einem zwingenden Erlebnis bekehrt und überwunden zu werden.

Nun öffneten sich die Schleusen. Sämtliche Register des Okkultismus wurden gezogen. Allerlei seltsame Geschichten lebten auf. Manche konnten auf harmlose Weise erklärt werden. Andere wieder fanden Deutungen, die nicht minder rätselvoll waren als die Vorgänge selbst.

Der Hausherr folgte mit Interesse dem Streit der Meinungen, ohne sich irgendwie daran zu beteiligen. Schließlich fiel seine Zurückhaltung auf. Man stellte ihn darob zur Rede. Er wollte ausweichen. Doch ließ man seine Ausflüchte nicht gelten.

„Ich gehe eben diesen Problemen gern aus dem Weg," warf er endlich gequält hin.

„Ja . . . aber warum? . . . Das ist die Frage," reizte ihn der Holländer.

„Weil sie mich an schwere Erlebnisse gemahnen."

„An eigne Erlebnisse?"

„Lassen Sie hören!"

Eine abwehrende Geste bat um Schonung.

„Nein, nein . . . Sie kommen uns nicht aus."

Als er gewahrte, daß er dem Drängen seiner Gäste nachgeben mußte, begann er mit merklichem Widerstreben. Die ersten stockenden, tastenden Worte bekundeten, wie hart es ihm ankam, sich selbst zu überwinden.

„Mein Gott . . . Es ist ja wirklich nicht sonderlich interessant . . . Ich möchte auch keineswegs als Kronzeuge auftreten für das Wirken übernatürlicher Kräfte . . . Vielleicht bin ich ja nur ein wenig erblich belastet."

„Erblich belastet."

„Meine Mutter war jedenfalls schon seltsam sensibel . ." Er stockte, als hoffte er, man erlöse ihn doch noch im letzten Augenblick. Dann sprach er mehr zu sich selbst als zu seinen Gästen: „In meine früheste Kindheit zurück greift der erste Eindruck von ihrem unheilvollen Ahnungsvermögen. Sechs Jahre alt war ich damals . . ." Wieder zögerte er.

„Sie spannen uns ja auf die Folter," mahnte eine weibliche Stimme.

Mit einem Seufzer fuhr er fort: „Ich lag eines Nachts wach wie so oft. Nebenan gingen die Eltern eben zur Ruhe. Ich hörte ihr leises Geplauder, achtete aber nicht auf das, was sie sagten. Plötzlich vernahm ich deutlich die Stimme meiner Mutter: „Wie bin ich froh, daß dieser Tag vorüber ist."

Mein Vater erkundigte sich nach dem Grunde.

„Mir war so schwer zumute Als ob irgend ein Unglück bevorstände. Und zwar mußte ich immer an Papa denken. Es war eine Angst in mir, eine Sorge . . ."

„Deshalb trieb es dich heute dreimal zu ihm hinaus?" gab mein Vater zurück. — Die Großeltern hausten auf einem kleinen Landsitz, der von der Stadt allmählich eingekreist wurde, zu Fuß eine halbe Stunde von unserem Haus entfernt. —

Meine Mutter sagte irgendetwas zu ihrer Entschuldigung, brach aber plötzlich mit schreckhaftem Ausruf ab.

„Hörst du nichts? . . ."

„Was denn nur wieder?" Mein Vater wurde ungeduldig und wohl auch ärgerlich.

„So merk doch auf . . . die Klingel . . ."

Ich hörte sie nun auch. Schon war Mutter in meinem Zimmer, das auf die Straße hinausführte, während das ihre dem Garten zu lag. Sie riß das Fenster auf und rief hinab. Eine Stimme antwortete. Meine Mutter begriff erst wohl nicht. Die Botschaft mußte wiederholt werden. Dann frug sie, ob der Arzt gerufen worden sei. Wieder wurde von der Straße her etwas laut, was ich nicht verstand. „Sagen Sie, wir kämen sofort." Das Fenster klirrte zu. Meine Mutter stürzte ins Nebenzimmer. Ich hörte, wie Vater sie etwas frug, hörte noch etwas von Schlaganfall. Dann kamen und gingen Dienstboten. Ein Wagen rollte vors Haus. Meine alte Kinderfrau saß neben meinem Bett, und die Eltern fuhren davon . . . Ein paar Tage darauf wurde mein Großvater zu Grabe gebracht."

Die Zuhörer schwiegen, wie um zu bekunden, daß sie diese Kindheitserinnerung nicht als absonderlich empfanden und auf Bemerkenswerteres warteten.

„Auch als ich in meinen Knabenjahren einmal einen schweren Unfall erlitten hatte, rief mir meine Mutter, obwohl ich pünktlich um die Stunde nach Hause kam, in der ich erwartet wurde, schon auf dem Vorplatz zu, wie erleichtert sie sei, meinen Schritt zu erkennen. Sie habe sich während der letzten Stunde so schwer um mich gesorgt. Während dieser Stunden aber befand ich mich unter den Marterwerkzeugen des Operateurs, der kunstvoll meine zerquetschte Hand zurechtflickte. Nur mit Rücksicht auf den Nervenzustand meiner Mutter hatte er mich überhaupt nach Hause entlassen. . . . Es war dann nicht gerade schwer, von meinem Unfall zu beichten, nachdem meine Mutter mir geradezu das Stichwort gegeben hatte."

Auch diese Geschichte erweckte nur den Eindruck, als zögere der Hausherr, was er eigentlich erzählen sollte, hinaus, etwa in der stillen Hoffnung, irgendein äußeres Geschehnis befreie ihn am Ende doch noch von der Pflicht, es preiszugeben.

Nichts aber geschah. Seine Gäste verharrten schweigend, erwartungsvoll. Immer weniger verbargen sie ihre Ungeduld.

„Wenn es mir also doch nicht erspart bleibt . . ." Im Kreis der Zuhörer lächelte man unerbittlich. —

„Sie wissen die Spannung meisterhaft zu steigern," flüsterte eine der Damen.

„Um Sie dann doch nur zu enttäuschen."

„Das lassen Sie unsre Sorge sein."

„Also . . . Auf Ihre Gefahr . . . Ins Jahr 1897 fällt dies Erlebnis, das mich damals schwer erschüttert hat, das mich heute noch aufwühlt, wird es wieder in mir lebendig. Mit einem Traum begann es. Und zwar in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar. Sie wundern sich, daß mir sogar das Datum noch erinnerlich ist. Aber das versteht sich leicht. Am Dreikönigstag jedes Jahres versammelte sich im elterlichen Haus die gesamte Familie mit den nächsten Freunden. Wir feierten gewissermaßen den Abschluß der festlichen Zeit um die Jahreswende, den Übergang ins Alltagsleben. Im Jahre 1897 war dies ein fürchterlicher Tag für mich. Denn der erwähnte Traum der vorangegangenen Nacht quälte mich ganz verzweiflungsvoll. Er würgte mich dergestalt, daß ich ihn schließlich abends einer älteren Verwandten anvertraute. Die empfing auch einen starken Eindruck davon, verstand aber, mich einigermaßen zu beruhigen, indem sie auf meinen Vater hinwies, der frisch und heiter war, am späteren Abend sogar in Stimmung, einige Brahmslieder zu singen. Nun wissen Sie also, daß jener schreckensvolle Traum von meinem Vater handelte, diesem noch jugendlichen Mann, Mitte der fünfziger Jahre, der da im dunklen Blond seiner Haare und eines spitzgeschnittenen Bartes voll Leben, ja Mutwillen scherzte und plauderte. Wie anders war das Bild gewesen, das ich während der Nacht greifbar deutlich vor mir gesehen hatte, auch als ich längst aus der Schlaftrunkenheit aufgefahren war und wach ins Dunkle starrte; ein Bild des Entsetzens, für immer in mein Hirn gemeißelt: Mein Vater auf einem Lager, unnatürlich zusammengekrümmt, die hochgezogenen Knie fast am Kinn, die Haare weiß, den Mund verkrampft, halb offen, die Augen erloschen, das Gesicht fahl, ein Sterbender oder Toter . . .

Wochenlang quälte mich dies Gesicht. Nur ganz, ganz allmählich verblaßte es . . . Mein Vater war in diesen Wochen, da ich ihn ängstlich beobachtete, eher wohler denn sonst. Im Laufe des Februar zog er sich eine leichte Erkältung zu, die weder er selbst noch sonst jemand von der Familie sonderlich beachtete. Schwere Nierkrämpfe müssen indes bei dem verkalkten Gefäßsystem unmerklich eine Katastrophe vorbereitet haben . . . Als ich eines Tages aus der Schule heimkam, war unser Hausarzt zugegen und ordnete die sofortige Überführung meines Vaters in sein Sanatorium an, um den Zustand des Erkrankten eingehend beobachten und eine Kur einleiten zu können. Mit Rücksicht darauf, daß sich der Kranke über belanglose häusliche Vorfälle in unbegreiflichem Maße erregt hatte, empfahl der Hofrat dringend — gegen den Widerspruch meiner Mutter —, daß ihn vorläufig in der Klinik niemand aus der Familie besuchen solle.

Vierzehn Tage verflossen in Sorge und Hoffnung. Wir erhielten täglich mehrmals farblose Berichte über den Zustand des Kranken und fügten uns streng den ärztlichen Anordnungen. Nach Ablauf der beiden Wochen forderte der

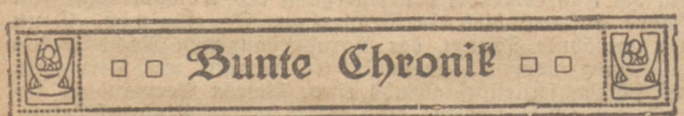
Hausarzt ein Konzilium mit zwei Universitätsspezialisten. Dessen Ergebnis war die Bankrotterklärung menschlicher Hilfe. Meines Vaters Leben zählte nur mehr nach Tagen. . . . Nun wurde natürlich auch der grausame Bann aufgehoben. Wir durften ihn wiedersehen. . . . Als ich die Klinktreppe hinaufschritt, schlug mir das Herz. Ich wußte, daß ich einem Sterbenden gegenübertrat. Fünfzehnjährigen Menschen aber graut vor dem Tode und allem, was damit zusamenhängt. . . . Aus dem Krankenzimmer huschte mir die Schwester entgegen, die den Leidenden pflegte. Sie gebot mir, einzutreten. Aber ich zögerte in uneingestandenem Grauen den Augenblick des Wiedersehens hinaus. Immer hatte ich eine neue Frage an die Schwester zu richten. Eine Viertelstunde mochte so vergangen sein. Schließlich mahnte die Pflegerin, sie dürfe den Kranken so lange nicht allein lassen. Ich ging zur Türe. Kaum hielt ich mich aufrecht. Eine Weile fühlte ich die kalte Klinke in der Hand. Dann raffte ich mich mit einem Ruck zusammen, drückte in krampfhafter Selbstüberwindung die Türschnalle nieder, tat ein paar Schritte in das dämmrige Zimmer und — brach ohnmächtig am Fußende des Bettes zusammen . . . Denn was ich sah, das war genau jenes Bild meines grauenvollen Traumes aus der Dreikönigsnacht: mein Vater, völlig weiß geworden, den Mund krampfhaft verzogen und halboffen, unnatürlich zusammengekrümmt, die Knie fast am Kinn, verglast die Augen . . ."

Der Erzähler schwieg. Niemand sprach. Eine der Damen zog ihren weißen Pelz enger um die Schultern.

Nur der Holländer meinte nach einem kräftigen Schluck des golddunklen Weines: „Nun ja . . . hm . . . nichts natürlicher . . . Wie oft erbleichen die Haare in letzter Krankheit . . . Und daß er so verkrümmt lag . . . je nun . . . man hat ihn eben hochgebettet . . . Während Sie auf dem Korridor mit der Pflegerin sprachen, glitt der schwere Körper von den steilen Kissen herunter. Die Beine aber waren zu kraftlos, um ihn zu stützen . . . Das geht doch alles mit äußerst natürlichen Dingen zu."

„Das schon", gab der Hausherr mit verschleierter Stimme zurück. „Aber was Sie sagen, erklärt doch wohl nur das Bild, das sich mir darbot. Aber nicht, daß ich sieben Wochen zuvor schon im Traum eben dies Bild gesehen hatte. Oder wissen Sie mir auch das natürlich zu deuten?"

Darauf blieb der fanatische Nationalist die Antwort schuldig. — Es wurde als Erlösung begrüßt, als der Diener kurz darauf die Wagen der Gutsnachbarn meldete . . .



*** Rudolf Euckens 80. Geburtstag.** Rudolf Eucken wurde in Aurich am 5. Januar 1846 geboren. Der Vater starb früh, von der Mutter, die frühzeitig den Sinn des Knaben auf innere Lebensfragen richtete, erhielt er eine ausgezeichnete Erziehung. Rudolf Eucken hat ihr in seinen Lebenserinnerungen manches Wort der Liebe und Dankbarkeit gewidmet. Nach seinem Studium war er fünf Jahre lang Gymnasiallehrer in Husum, Berlin und Frankfurt a. M. 1871 wurde er als Professor an die Basler Universität berufen. Hier vollzog sich eine bedeutende Wendung in Euckens wissenschaftlicher Entwicklung: er wendete sich von Aristoteles zu Platon. Im Jahre 1874 folgte Eucken dann einem Rufe an die Universität Jena, und hier entwickelte er sich zu einer wissenschaftlichen Persönlichkeit von Weltruf; der Nobelpreis, den er im Jahre 1908 erhielt, dokumentierte die Wertschätzung, die der deutsche Gelehrte in der internationalen wissenschaftlichen Welt genoß — Schon wenn man nur die Titel der Euckenschen Schriften liest, sieht man, daß es sich um einen Denker handelt, dem es nicht darum zu tun ist, Kleinarbeit auf einem abgesteckten Spezialgebiet zu leisten, sondern der in seinem Schaffen die Verbindung mit der Gegenwart und den Einfluß auf die Zeit sucht, in der er lebt. Da sind, um nur die großen Werke zu nennen: „Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Platon bis zur Gegenwart", „Die Grundbegriffe der Gegenwart", ein Bekenntnisbuch in des Wortes tiefster Bedeutung, „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung", „Der Wahrheitsgehalt der Religion", „Erkennen und Leben", „Prolegomena und Epilog zu einer Philosophie des Geisteslebens", „Können wir noch Christen sein?" Wie es sich bei einem Werke von dieser Bedeutung von selber versteht, ist ein großer Teil der Schriften auch in fremde Sprachen übersetzt, und in Schriften über Eucken und sein Leben ist der Versuch gemacht, seine Ideen an ein breiteres Publikum heranzubringen. — Der Dank und die Achtung der wissenschaftlichen Welt und die Liebe des deutschen Volkes, in dem und für das er wirkt, wird am 80. Geburtstag Euckens einen starken Ausdruck finden.

*

*** Hat Peary geschwindelt?** Daß der Amerikaner Fred Cook, der zurzeit wegen Betruges zehn Jahre Gefängnis absitzt, niemals den Nordpol erreicht hatte, gilt jetzt als ausgemacht und wird von Cook selbst nicht mehr bestritten. Nun meldet sich, wie aus Neuyork gekabelt wird, ein arktischer Fachmann William E. Shea im „New-York Independent" mit der aufsehenerregenden Behauptung, daß auch Commander Peary, der Landsmann Cooks, geschwindelt haben müsse, als er sich als erster Entdecker des Nordpols feiern ließ. Shea folgert aus den letzten Berichten Amundsens, daß Peary den so heiß ersehnten geographischen Punkt niemals erreicht haben kann. Peary erzählt, daß er acht Tage hindurch 57 Meilen täglich zurückgelegt hätte. Amundsen konnte laut seinem eigenen Bericht vier Tage hindurch nur eine halbe Meile täglich bewältigen, als er die Fühlung mit einigen Kameraden verloren hatte und auf die Suche nach ihnen ging. Dieses langsame Vordringen begründete er damit, daß „sich fortwährend neue Risse im Eise öffneten". Auch Peary betont in seinem Buch die „unerhörte Unebenmäßigkeit und Rauheit des Eises", will aber trotzdem 57 Meilen täglich hinter sich gebracht haben! Während des letzten Teiles seiner Reise war Peary nur von Roß Marvin, der dabei ertrank, vom Neger Henson und von einigen unerfahrenen Eskimos begleitet. Der Widerspruch zwischen den Angaben der beiden Nordpolfahrer erfordert nach Shea eine Aufklärung, und ehe diese gegeben sei, könne man der Behauptung Pearys, er habe den Nordpol erreicht, keinen Glauben schenken!

*

*** Eine Lektion für die Sowjet-Diplomatie.** Rakowski, der neue Sowjetgesandte in Paris, hatte kürzlich Einladungen zu einem großen Festessen in der Botschaft ergehen lassen, die zur Entfaltung üppiger Pracht den glänzendsten Rahmen bietet. Am Fuße der Einladungskarten las man in kleinster Perlschrift die Worte: „Bitte Frack oder Smoking". Der französische Abgeordnete Theo Bretin, der ebenfalls eine Einladung erhalten hatte, benutzte die Gelegenheit, um sich über die bürgerlichen Gepflogenheiten der Bolschewisten lustig zu machen. Er lehnte die Einladung mit der Begründung ab: „Der Deputierte Bretin, ein wirklicher Arbeiter, besitzt weder einen Frack noch einen Smoking und ist deshalb nicht in der Lage, der Einladung des sogenannten Vertreters der russischen Arbeiter und Bauern Folge zu leisten."

*

*** Die Drehtür.** Das Gebäude der Skaanska in Stockholm besitzt eine Drehtür, die sich automatisch einmal um sich selbst dreht, sobald man einen elektrischen Knopfkontakt berührt. Kürzlich versagte dieser Mechanismus gerade in dem Augenblick, als sich ein recht wohlbeleibter Herr zwischen den Türflügeln befand. Da diese sich sehr rasch drehten und nicht zum Stillstand zu bringen waren, trat er einen längeren Dauerlauf an, der mehrere Minuten währte. Die Menschen, die von der Straße hinein und aus der Bank heraus wollten, hielten die Sache anfangs für einen Witz des dicken Herrn und wollten sich kranklachen über die komische Figur, die er dabei machte. Dann wurden sie ungeduldig und versuchten, die Tür anzuhalten. Vergebens. Nun wurde mit vieler Mühe ein Mechaniker geholt, der erst im Keller den Motor abstellen mußte, ehe der arme Dauerläufer aus seiner Lage befreit werden konnte.

Lustige Rundschau

*** Alles muß seine Richtigkeit haben.** Adi kommt abends in das Hotel einer kleinen Stadt. Da er sehr schwer einschläft, genehmigt er vor dem Zubettgehen einige Grogs, die auch die gewünschte Wirkung haben. Kaum hat er aber eine Viertelstunde geschlafen, als es heftig an die Tür klopft. Erschrocken fährt Adi auf. „Was ist los?" — „Ihr Gepäck ist gekommen. Soll ich's 'raufbringen?" — „Nein, lassen Sie es nur bis morgen früh unten stehen." Nach einer Stunde schläft Adi endlich wieder ein, aber plötzlich donnert es aufs neue an der Tür. „Was ist denn jetzt wieder los, zum Donnerwetter?" — „Ich wollte bloß sagen, daß es gar nicht Ihr Gepäck gewesen ist!"

*

*** Der Ehemann.** „Da fällt eine Sternschnuppe, Amalie! Wünsch dir was — aber nicht von mir!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.